

Hintergrund einer sich vertiefenden Intensivierung des ökumenischen Dialogs. Nur im bewußteren Miteinander werden die Kirchen den unterschiedlichen gesellschaftlichen, geistigen und kulturellen Anforderungen in einem immer stärker werdenden Beziehungsgeflecht von religiösen Gemeinschaften, neoreligiösen Bewegungen und weltanschaulichen Networks im 21. Jahrhundert gerecht werden. Dafür liefert dieser Band deutliche „Fingerzeige“ und wertvolle Anregungen, die zu bedenken und in unseren Kirchen auch zu rezipieren wären.

*Georg Schütz*

*Konrad Hilpert, Karl-Heinz Ohlig* (Hg.),  
Der eine Gott in vielen Kulturen. Inkulturation und christliche Gottesvorstellung. Benziger Verlag, Zürich 1993.  
424 Seiten. Gb. DM 44,-.

Eine Publikation, die zu Recht viele literarische Prädikate in Anspruch nimmt. Die Herausgeber, selbst mit drei Beiträgen vertreten, verstehen sie als „Studie“, die sie zusammen mit den 20 Einzelbeiträgen anderer, zu einem Großteil im Saarland tätiger Autoren ihrem Kollegen Gotthold Hasenhüttl zum 60. Geburtstag widmen (2. Dezember 1993). Also eine akademische Festschrift. Auch dies, aber in einer Form, in der dieses Genre wissenschaftsförderlicher erscheint als in manchen bisherigen Formen; denn was hier zusammenfassend „Studie“ heißt, setzt sich aus Aufsätzen zusammen, deren Spannweite zeitlich von den religiösen Inkulturationsformen der Altsteinzeit (K.-H. Ohlig) bis zu diesbezüglichen Impulsen des Zweiten Vatikanums und der Bischofssynode von Puebla reicht und religiös so verschiedenartige Phänomene wie den biblischen Kanon, die alten Hochreligionen, die Christentumsgeschichte und

die Inkulturationsproblematik in den säkularen Massengesellschaften einbeziehen möchte. Insofern weist der Klappentext legitim darauf hin, hier werde erstmals „die Geschichte der Inkulturation des Christentums von ihren Anfängen bis zur Gegenwart veranschaulicht“. Ein weit ausgreifendes Handbuch also? Ja, doch dem Buch gelingt noch mehr und das stellt seine eigentliche Leistung dar: Die Inkulturation des Gottesverhältnisses ist so alt wie der Mensch selber. Sie ist eine Notwendigkeit; denn erst sie macht das Gottesverhältnis des einzelnen wie der Gemeinschaft sprach- und damit überlieferungsfähig. Wie aber, wenn es sich dabei nicht mehr um einen an den Lebensgesetzen orientierten Aneignungsvorgang handelt, aus dem allererst Identität entsteht, sondern um Überfremdung, Zwang, Zerstörung bisheriger Inkulturation und damit verbunden um den Abmarsch in Identitätsdiffusion und Unbehaustheit?

Als solches Geschehen wurde die Europäisierung der Welt seit dem Kolonialzeitalter von den „Entdeckten“ und „Missionierten“ zunehmend erfahren und seit der Ausbildung eigenständiger kirchlicher Strukturen in den Missionsgebieten auch von den dortigen Kirchen eingeklagt. Nach einer Überraschungs- und Betroffenheitsphase haben die nicht-fundamentalistischen Kirchen des Nordens die Beschädigungen und Zerstörungen, die hier entstanden sind, anerkannt und bemühen sich seither um eine Glaubensvermittlung, die die Gläubigen der Kultur, in der sie ja weiterhin leben werden, nicht mehr einfach entfremdet. Die fundamentalistische Mission dagegen setzt weitgehend ihren europäisch-nordatlantischen Inkulturationsdruck fort, zu einem guten Teil wohl auch aus Angst, ihre Stoßkraft einzubüßen, wenn sie sich der inhumanen Gemengelage

stellen und sie beseitigen würde, die hier wirksam ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich angesichts dieser unterschiedlichen Erfahrung von und Resonanz auf Inkulturation nicht nur analytische, sondern auch normativ-kriteriologische Fragen großenteils recht vehement anmeldeten. Was ist beim Übergang des christlichen Glaubens in andere Kulturen unverzichtbar, weil er sonst aufhörte, Ankunft der letztgültigen Offenbarung Gottes in Christus zu sein? Aber auch: Inwiefern beruht nicht schon, was wir europäisch-nordatlantisch für unverzichtbar halten, auf einer Inkulturation, die sich uns als eine organische Aneignung darstellt, in den gewaltsamen Überschwemmungen der Welt von Europa aus aber Entfremdung schafft, statt zu eigenständiger christlicher Identität zu befreien?

Auf diesem spannungsreichen Felde ist es dem Autorenkreis gelungen, die Analysen geschehener und geschehender Inkulturation in Vergangenheit und Gegenwart so zu konzentrieren, daß sie als gesicherte Basis einer Kriterienbildung verfügbar werden und nicht nur in willkürlichem Zugriff als Arsenal für Anklage und Selbstverteidigung dienen. Wer um die Schwierigkeiten weiß, Analysen kriteriologisch zuzuspitzen, noch dazu im Team, wird – auch bei abweichenden Urteilen im einzelnen – dem Dienst, der hier geleistet wird, seine Anerkennung nicht versagen. Methodologisch ist damit zugleich die Grundlage gesichert, auf der K. Hilpert im einleitenden Beitrag Inkulturation als „tragende theologische Kategorie“ beanspruchen, legitimieren und vor allem präzisieren kann. Das geschieht durch einen Durchgang durch drei Paradigmen von Inkulturation, von denen sich freilich die beiden ersten (Inkulturation als Vermittlung eines Kultur enthobenen

Bestandes bzw. als bloße Interaktion) als unzureichend bzw. als erweiterungsbedürftig erweisen. Anzustreben sind nicht feste Methoden oder Zielpunkte, sondern Prozesse, die Bestandsvermittlung und Interaktion integrieren können, die in mehreren Stufen verlaufen, unterschiedliche Intensitätsgrade berücksichtigen sowie Rückbesinnung und damit verbunden Distanzierung von europäischen Elementen zulassen. Zum in römisch-katholischer Perspektive heiklen Punkt der Einheit heißt es: „Ob der Prozeß der qualitativen Intensivierung selbstläufig ist oder ob er doch einer Lenkung bedarf und wieweit dies dann gegebenenfalls nur von außen (aus dem Raum der Universalkirche) oder von innen (allein aus der sich entwickelnden Ortskirche) kommen sollte, ist noch nicht eindeutig angezeigt“. Ein vorsichtig formuliertes Urteil, um ein offenes, auf die Entwicklung der Kirche durch den Heiligen Geist bedachtes, nicht mehr konfessionell katholisches Verständnis von Mission und Inkulturation von den aktuellen Antagonismen in der römisch-katholischen Ekklesiologie frei- und dabei den Anschluß an die Intentionen des Zweiten Vatikanums offenzuhalten.

Für die ökumenische Bewegung stellt diese Publikation einen Brückenkopf dar, der von katholischer Seite hilfreich und ausbaufähig mit eigenen Problemwahrnehmungen und Lösungsversuchen korrespondiert. Aber auch in der ökumenischen Bewegung stößt die Quintessenz ja noch auf viel Mißtrauen, die der Klappentext folgendermaßen umschreibt: „Den christlichen Glauben kann es nicht geben, das Christentum lebt vielmehr aus der Vielfalt der Bilder, in denen die verschiedenen Kulturen ihren Gott sehen“ und „die Forderung nach einer für alle Welt verbindlichen

Formulierung des christlichen Glaubens erweist sich vor dem Hintergrund der vielfältigen Inkulturationen des Christentums als realitätsferne Illusion“. Wie verlockend ist diese Illusion aber immer noch! Das wird auch in Zukunft bereits erkannte Fehlformen von Inkulturation immer wieder als Versuchung erscheinen lassen, es auf diesem Wege doch noch einmal zu probieren. Zu überwinden sind diese Versuchungen nur noch ökumenisch. Dafür müssen wohl die kriteriologischen Brückenarme vom katholischen Ufer her auf ebenfalls tragfähige hermeneutische Überlegungen zum apostolischen Glauben und zu einer fruchtbaren Interaktion und Koinonia bleibend verschiedener christlicher Kirchen stoßen, wie sie seit den Weltversammlungen von Canberra und Santiago de Compostela aus den Kirchen des ÖRK vielfach gefordert werden. Wenn für diese Bemühungen katholische, ökumenisch entwicklungs-fähige Anknüpfungspunkte gesucht werden – hier sind sie zu finden.

Vo.

*Horst Gründer, Welteroberung und Christentum. Ein Handbuch zur Geschichte der Neuzeit. Gütersloher Verlag Gerd Mohn, Gütersloh 1992. 751 Seiten. DM 128,-.*

Die blutigen Auseinandersetzungen in Jugoslawien und Ruanda stellen den an der Missionsgeschichte interessierten Christen vor einige verzweifelte Fragen. Wie ist es zu erklären, daß katholische Kroaten und orthodoxe Serben sich so brutal bekämpfen, Frauen und Kinder niedermetzeln, als ob sie nie etwas von der christlichen Friedens- und Liebesethik gehört hätten?

Wie soll man verstehen, daß ausgerechnet in Ruanda, einem Lande voller Klöster und Kirchen, in dem die katho-

lische Mission und die protestantischen Minderheitskirchen so intensiv missioniert haben wie in kaum einem anderen afrikanischen Land, ein blutiges Schauspiel aufgeführt wird, das bereits Hunderttausenden das Leben gekostet hat?

Gründers Buch vermag natürlich nicht konkrete Antworten zu geben, aber man kann daraus lernen, was Mission gewesen ist und teilweise noch ist. Als Portugal und Spanien mit Erlaubnis des Papstes im 15. und 16. Jahrhundert daran gingen, ihre Kolonialreiche zu schaffen, konnten sie die Mission sich dienstbar machen. Sie wurden Instrumente des Imperialismus. Erst die innerkirchliche Opposition der Dominikaner, von denen Las Casas der berühmteste war, erreichte 1542 eine neue Gesetzgebung, die zu begrenzten Reformen im spanischen Kolonialrecht führte, wie Gründer darstellt. Aber die Sklaverei wurde nicht abgeschafft. Noch 1864 wurde von katholischen Theologen der Universität München die Sklaverei gerechtfertigt! (S. 504).

Der katholische Historiker Gründer stellt sehr fair die Bemühungen der aus dem Geiste des angelsächsischen Puritanismus und Quäkertums entstandene Antisklavereibewegung dar, weist aber auch mit Recht auf ihre Verquickung mit veränderten Handels- und Industrieinteressen hin, ohne diese überzubewerten.

Der Imperialismus des 19. Jahrhunderts überwältigte auch das Denken der meisten protestantischen und katholischen Missionare. Nur einzelne wie Bruno Guttman in Ostafrika erkannten die Bedrohung gewachsener Kulturen durch einen Kulturimperialismus, der von den meisten Missionaren naiv mit „Zivilisation“ gleichgesetzt wurde.

Vor allem der zwischen deutschen katholischen Missionaren und britischen